

# Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Der rätselhafte Feind.

Roman von Sven Elvestad.

(Fortsetzung.)

24. Kapitel.

Das letzte Glied der Kette.

Asbjörn Krag's überraschende Erklärung, die er ruhig und gelassen vortrug, schien den Rittmeister vollständig zu lähmen.

„Nicht ihr Vater!“ stammelte er und sank in seinen Beifühl zurück. „Dagny ist nicht Oberst Holgers Tochter?“  
„Nein,“ antwortete der Detektiv. „Sie ist nicht seine Tochter.“

„Das kann ich nicht begreifen!“ rief der Rittmeister und stützte den Kopf in die Hand. „Jetzt stürzt alles um mich zusammen. Treibst du auch keinen Scherz mit mir?“

„Wie kannst du so etwas denken?“ rief der Detektiv. „Ich habe mich nur entschlossen, daß du heute nacht noch alles erfahren sollst. Du selbst kannst wählen, ob wir uns zuerst auf die Jagd nach dem Mörder machen sollen. Das ist das eine Drama. Oder ob du zuerst die Wahrheit über Fräulein Dagny Holger erfahren willst. Das ist das andere Drama. Und diese beiden Dramen stehen sonderbarer Weise tatsächlich in keinerlei Zusammenhang. Und doch haben der Zufall, die Zeit und die Menschen diese zwei Angelegenheiten untereinander gebracht und ein großes Rätsel daraus gemacht. Und jetzt ist das Rätsel gelöst.“

„Erzähle mir zuerst von Dagny!“ bat der Rittmeister. Er war sehr blaß geworden, und seine zitternden Lippen verrieten die tiefe Bewegung, in der er sich befand. Die Spannung der letzten Stunden hatte seine gewohnte Ruhe vollständig erschüttert.

„Wie ich dir bereits gesagt habe, ist Oberst Holger nicht Dagnys Vater,“ fing Asbjörn Krag an.

„Dat sie das die ganze Zeit über gewußt?“

„Nein, sie hat bis vor wenigen Wochen geglaubt, Holger sei ihr Vater. Sie hatte auch gar keinen Grund, etwas anderes anzunehmen. Wie du weißt, ist Holger Witwer; seine Frau ist vor achtzehn Jahren gestorben. Dagny ist jetzt zwanzig Jahre alt, und so war es selbstverständlich, daß sie sich an ihre Mutter nicht mehr erinnern konnte. Holger nahm das Kind zu sich, als es wenig über ein halbes Jahr alt war. Damals lebte er in Deutschland. Die Jahre vergingen, und der vorzügliche Pflegevater bewahrte das Geheimnis; wahrscheinlich dachte er, er könne es mit ins Grab nehmen. Aber da tauchte eines schönen Tages der Schuft, der Herr Advokat Bomann, auf mit einem Bündel Briefe. An jenem Tage begann das Trauerspiel. Lieber Freund, ich sehe, du möchtest etwas fragen.“

„Ich verstehe nur nicht, warum diese Tatsache so ängstlich verborgen werden mußte. Warum sollte der Oberst sie nicht als seine Pflege Tochter anerkennen?“

„Unter gewöhnlichen Umständen hätte er das wohl auch von Anfang an getan. Aber es liegen hier besondere Umstände vor, die den Hintergrund für die Tragödie bilden.“

„Warum hat er sie überhaupt zu sich genommen?“

„Weil sie die Tochter seines besten Freundes, seines Spielkameraden und Jugendfreundes war.“

„Schön. Aber dies erklärt doch weiter gar nichts.“

„Dieser Mann lebt noch,“ sagte Krag gewichtig.

Der Rittmeister stand auf und ging gedankenvoll auf und ab. Er fing an, den Zusammenhang der Dinge zu ahnen.

„Dieser Mann lebt also noch?“ sagte er. „Wie heißt er?“

„Das bin ich nicht verpflichtet, zu sagen, um so weniger, als er nach den neuesten Nachrichten kaum mehr lange leben wird.“

„Wo lebt er?“

„In Deutschland.“

Der Rittmeister ging zu dem Detektiv hin, sah ihm fest ins Gesicht und sagte:

„Ich bin stark genug, alles zu hören.“

„Ich sehe, du hast erraten, um was es sich handelt.“

„Dagnys Vater hat also sein Kind seither nicht mehr gesehen?“

„Nein, seit 18 Jahren nicht. Er selbst wollte es so.“

„Und ihre Mutter?“

„Sie ist gestorben.“

Nun entstand eine Pause, eine unheimliche Pause. Die beiden Männer schauten einander ins Gesicht.

„Bei demselben Anlaß?“ fragte der Rittmeister.

„Ja.“

„Dat er sie umgebracht?“

„Ja.“

„Großer Gott! Weshalb?“

Asbjörn Krag zuckte die Achseln.

„Wer weiß?“ sagte er. „Es war ein fürchterliches Drama. Der Mann, Dagnys Vater, wurde zum Tode verurteilt, nachher aber zu lebenslanglichem Gefängnis begnadigt. Jetzt liegt er auf dem Totenbette. Aber ehe er lebendig ins Grab ging, trat sein Jugendfreund Holger auf und erleichterte die Last seines Kummers dadurch, daß er das Kind zu sich nahm. Er gelobte seinem alten Freunde, es als seine eigene Tochter zu erziehen und keinem Menschen von dem entsetzlichen Drama zu erzählen, das sich abgespielt hatte. Der unglückliche Vater dachte wohl, wenn Holger seine Tochter gerichtlich adoptiere, so werde sie doch, wenn sie erwachsen sei, zu wissen verlangen, wer ihre Eltern waren, und dann könne sie nicht hinters Licht geführt werden. Damit kein solch schwarzer Schatten auf die Jugend des unglücklichen jungen Mädchens falle, hat er verlangt, daß es so gemacht werde, wie es gemacht worden ist, und Holger gab sein Wort, das Geheimnis zu bewahren.“

„Aber nun taucht plötzlich dieser Schuft mit seinen Dokumenten auf. Er war der Sohn eines Sachwalters, mit dem der unglückliche Mann geschäftlich zu tun gehabt hatte. Da-

durch ist es Bomann gelungen, seine Finger in die Geschichte zu stecken. Er war der Typus eines gewissenlosen Spekulanten und Jobbers. Ich habe in Erfahrung gebracht, daß er seinerzeit wegen einer skandalösen Wechselgeschichte nach Amerika flüchten mußte. Nach dem Tode seines Vaters kam er wieder zurück. Aber dort, im Lande der großen Möglichkeiten, hat er wahrscheinlich gelernt, welcher Nutzen sich aus solch einer Sammlung von Dokumenten ziehen läßt, die das Wohl und Wehe einer ganzen Familie betreffen.

„Daß ein solcher Schuft nicht hinter Schloß und Riegel gefest werden kann wie jeder andere Betrüger!“

„Dazu ist es jetzt jedenfalls zu spät,“ meinte der Detektiv. „Im Leben trat er sehr geschmeidig auf. Er band sich die Maske der Gewissenhaftigkeit und Gesetzmäßigkeit vor und fing seine Verhandlungen mit dem Oberst damit an, zu behaupten, nachdem er einmal in den Besitz dieser Papiere gelangt sei, verlange es die Pflicht und seine eigene Sicherheit, sie dem Gericht vorzulegen. So war die Kugel ins Rollen gebracht, der Mann wurde immer dreister in seinem Auftreten, und ich habe ihm stark im Verdacht, daß er die Heirat mit Dagny anstrebte, um sich dadurch die verlorene gesellschaftliche Stellung wiederzugewinnen.“

Oberst Solger hat einen Fehler gemacht. Er hätte sich selbstverständlich sofort an dich wenden müssen. Aber er mißdeutete dein schweigsames und strenges Wesen und meinte, den Geboten seines Gewissens zu gehorchen, wenn er der Tochter alles erzählte. Das tat er eines Vormittags, und nun weißt du die Ursache ihres plötzlich veränderten Wesens. Das Resultat ihrer Ueberlegungen war, daß vorläufig einmal die Verlobung mit dir rückgängig gemacht werden müsse, jedenfalls bis sich die Sache auf die eine oder andere Weise geklärt habe. Nun glaube ich bestimmt, daß es eigentlich gar nicht so schwer gewesen wäre, die Angelegenheit zu ordnen. Aber da kamen die beiden Ueberfälle. Lieber Freund, kannst du ihr vergeben, daß sie dich einen Augenblick — nur einen einzigen Augenblick — wegen des Ueberfalles auf Bomann im Verdacht gehabt hat?“

„Ich vergebe dir alles!“ erwiderte der Rittmeister. „Sie muß entsehrlich gelitten haben.“

„Ja, sie hat sehr viel gelitten,“ sagte Krag. „Aber sie ist jetzt gefasster, nachdem ich zuletzt mit ihr gesprochen und ihr auseinandergesetzt habe, daß die beiden Ueberfälle nichts mit der anderen Angelegenheit zu tun haben.“

„Ja, die beiden Ueberfälle!“ bemerkte der Rittmeister. „Die werden nach dem, was du gesagt hast, immer rätselhafter. Nun sehe ich überhaupt keine Lösung mehr.“

„Ausbjörn Krag schaute auf die Uhr.“

„Nachdem ich dich mit diesen Auseinandersetzungen so lange aufgehalten habe, erlaube ich dir wohl, daß ich noch einige Minuten zuwarte, ehe ich dir den Mörder zeige,“ sagte er.

„Warum nicht gleich? Bist du so sicher, daß er nicht flüchtet?“

„Er flüchtet nicht,“ erwiderte Krag.

„Worauf wartest du denn noch?“

„Ich warte auf einen Expressboten vom Bahnhof. Wie du weißt, kommt um halb zwei Uhr ein Schnellzug hier durch. Er hält zwar für gewöhnlich hier nicht, ich habe aber verlangt, daß er diesmal halten soll.“

„Wer kommt mit dem Zug?“

„Ein Beamter von der Detektivabteilung in Christiania.“

„Was will er?“ fragte der Rittmeister. „Dir bei der Verhaftung des Mörders beistehen?“

„Durchaus nicht,“ antwortete Krag. „Er soll mir nur ein Dokument überbringen. Und dieses Dokument ist das letzte Glied in der Kette.“

## 25. Kapitel.

### Jetzt kommt er.

Der Rittmeister war von Ausbjörn Krags Auseinandersetzungen ganz wirr im Kopf; aber so viel sah er doch ein, daß seine Sache nicht mehr so völlig hoffnungslos war.

Wieder sah der Detektiv auf die Uhr.

„Der Zug ist vor fünfundsanzig Minuten eingefahren,“ sagte er. „Wir können den Mann jetzt jeden Augenblick erwarten.“

Er trat an das zerstückelte Fenster und horchte. Aus der Ferne klang Räderrollen.

„Wenn ich nicht irre, so kommt er eben.“

Der Rittmeister war jetzt ebenfalls sehr gespannt und stellte sich neben seinen Freund ans Fenster.

„Fürchtest du nichts, wenn du hier so im hellen Lichte stehst?“ fragte er.

„Was meinst du?“ entgegnete der Detektiv.

„Wir sind doch beide von außen ganz deutlich sichtbar.“

„Das ist richtig,“ erwiderte Krag. „Wenn dort draußen jetzt ein Todfeind von uns stünde, so wären wir für ihn ein prächtiges Ziel.“

Der Rittmeister schauderte.

„Entweder bist du verwegener dreist, oder du hältst alle Fäden in der Hand,“ sagte er. „Du hast doch soeben gesagt, daß sich dieser geheimnisvolle Mörder ums Haus herum treibe.“

„Das habe ich nicht gesagt.“

„Aber du wartest doch mir auf den Beamten, um ihn zu verhaften.“

„Das habe ich auch nicht gesagt,“ widersprach Krag. „Ich habe nur gesagt, wenn der Beamte hier sei, dann wolle ich dir den Mörder zeigen.“

„Und er ist in solcher Nähe?“

„Ja, er ist in solcher Nähe.“

Der Rittmeister starrte in die Finsternis hinaus und schauderte abermals. Das Räderrollen kam immer näher.

„Der hat es eilig,“ bemerkte der Rittmeister. „Ich kann hören, wie er das Pferd antreibt.“

Gleich darauf konnten sie auf der Straße unter den Rädern des Wagens die Funken aufstieben sehen, und im nächsten Augenblick schwenkte der Wagen in den Hof. Eine mit einem Mantel bekleidete Gestalt stieg aus.

Ausbjörn Krag und der Rittmeister gingen hinaus und nahmen den Beamten in Empfang. Das Pferd war schweißbedeckt. Ausbjörn Krag drückte dem jungen Manne die Hand, schaute auf die Uhr und sagte:

„Das ist ausgezeichnet! Sie kommen fünf Minuten eher, als ich berechnet hatte.“

(Fortsetzung folgt.)

## An der mexikanischen Grenze.

Skizze von Vene Daase.

Im Fort Sam Houston bei San Antonio in Texas schmetterten die Hörner Reveille. Die Dining-Room-Ordnanz kroch verschlafen aus den Kasematten hervor und holte in der Küche die Schüsseln mit Oat-meal — im Speisesaal drüben warteten schon die tapferen Verteidiger von Uncle Sams Country auf ihr Frühstück — er sah nämlich zu, wie die Köche, ein paar Deutsche, den Veei in die Schüsseln schöpften. Dazu lachte er mit ihnen in einem merkwürdigen Ränderwelsch. Als Irlandsor konnte er sich nur schwer mit den Kameraden von der Küche verständigen, denn dazu gehörten auch noch ein Franzose und zwei Italiener. Mit einem Knall feste er jede Schüssel auf das große Brett. . . . Dazu war er nun Soldat geworden, um hier gegen schlechte Bezahlung den Kellner zu spielen, Geschier zu waschen und die Stuben zu fegen! — Davon hatte ihm der Werbe-Offizier in Galveston nichts gesagt, sonst hätte Patrick O'Neil sich wohl schon bedankt für die Panzer-Uniform! Waren sie denn überhaupt Soldaten hier im Fort? In Gärtnern, Tischlern und Bedienten aller Art wurden sie herausgebildet, aber vom Waffenhandwerk lernten sie recht wenig. Das war keine Kaserne hier, das war das reine Arbeitshaus, dachte Patrick. — Dazu sah die übrige Bevölkerung auch noch auf sie herab! Kein Vieh, das etwas auf sich hielt, wollte mit ihnen ausgehen am Sonntag. Was nützte da die Uniform? Immer mit den Kameraden allein ausgehen in die Kinetographen-Theater und Bars von San Antonio, das war doch auch kein Vergnügen! Höchstens mal eine braune Mexikanerin zur Begleitung, und die kam in Texas gleich hinter den Riggers. — Patrick hatte sich das Soldatssein ganz anders vorgestellt. In allen Städten waren Werbe-Bureaus, die junge Burken, vor allem Ausländer, mit großen Versprechungen überredeten, in den Dienst der Vereinigten Staaten zu treten. Der Kriegsrühm, bunte Uniform und ein freies, lustiges Leben, das lockte schon! Und wie ging's einem nachher? Arbeiten mußte man, daß die Schwarte machte, und wurde auch noch grob behandelt! Für den Colonel das Gartenland umgraben, für die Mistrech Captain Verjörungen machen, Mistrech Leutnants Baby hüten, waschen und putzen in der Kaserne. . . . Dazu war die Dining-Room-Ordnanz da!

Der eine Deutsche pushte ihn in die Seite. „Hallo, Pat! Du döst ja! Weißt du das Neueste? Der Edwards von der ersten Batterie ist heute nacht mit dem Güterzug nach Varedo ausgerückt!“

„Gee!“ meinte Patrick neidisch, „wer das auch könnte!“

„Wart' man noch 'n bißchen,“ grüßte der andere Deutsche, „wir alle haben die Plakerei hier satt. Sobald die 'n kleines Pronunciamento machen in Nord-Mexico, dann rücke ich auch aus und gehe unter die Insurgenten! Da kriegt man wenigstens Pulver zu riechen!“

„Wahrhaftig,“ sagte der junge Franzose und warf sein Schwerdt erboht in eine Ecke, „seit ich hier bin, habe ich noch nie in die Hand gehabt als Schwerdtfächer; — nie Gewehr! — Bei erste occasion ist gehen über die Grenze!“

„Vielleicht werden wir selbst mobil gemacht gegen Mexiko.“  
„Wir? Bshaw, wir schlafen ja nächstens ein! Wir haben ja nicht mal Pferde! Wenn die Garnison mobil gemacht wird, dann müßte die halbe Kavallerie zu Hause bleiben oder zu Fuß hinterher laufen.“

Die Leute lachten.  
„Den Teufel werd' ich gegen Mexiko ausrüden,“ sagte ein alter Soldat, „ich hab' genug von den Spanyards! — Wieder halb verhungern, wie damals auf Cuba und in zerrissenen Stiefeln ramlangen und verdorbene Konserven kriegen vom Fleischtruf. Ich danke! Bei der nächsten Gelegenheit rücke ich aus und mache Revolution.“

Der Eintritt des Sergeanten, eines langen Schotten, der sehr spornig war und eine lose Hand hatte, brach die Unterhaltung ab. Die Leute duckten sich. —

Leutnant Evans wachte endlich mit schwerem Kopf auf. Die Ordnungszahl stand vor seinem Bett und hatte ihn schon mehrfach kräftig gerüttelt. Langsam kam ihm die Erinnerung an den gestrigen Abend. Richtig! Erst waren sie alle bei dem Colonel zu Tisch gewesen; der war Prohibitionsnik und strenger Gegner des Alkohols. Dann waren sie nach San Antonio gezogen in die Hoffmann-Bar und hatten Whisky getrunken und Poker gespielt, und eine Señora Ramirez hatte er kennen gelernt im Electric Parc ... Oh, die Kopf-schmerzen!

„What's the matter?“  
„Captain Smith läßt sagen, Sie möchten einen Versuch mit den neu angekommenen Maultieren machen, ob sie sich vor die Geschütze spannen lassen.“

„Goddam! Kann der Captain das nicht selber tun?“  
„Die Mistress hat ihn zur Stadt geschickt.“  
„Ist der Colonel da?“  
„No Sir, der ist auf der Börse. Die Mistress meinte, er sollte mal nachsehen, ob er „Fuss“ in Mexiko schon Einfluß auf die Baumwoll-Kurse hätte.“  
„Ger, gee!“ schätzte Leutnant Evans. „Der füss in Mexiko mafes me sich all ober!“

„Patrid!“  
„Nessir?“  
„Weißt du, wie die Consolidated Copper stehen?“  
Patrid nahm den „Daily Express“ vom Tisch und sah nach.  
„87 1/2, Sir.“  
„Gott sei Dank!“  
Leutnant Evans griff sich an die schmerzende Stirn.  
„Allright, Pat! Sag' dem Sergeant, er soll die Mufas einspannen. Ich käme gleich!“

„Nessir.“ Die Ordnungszahl machte feht und ging.  
Nach geraumer Zeit schlenderte Leutnant Evans, die Hände in den Hosentaschen, dem Exerzierplatz zu. Durchgehende und hochende Maultiere, ungeschickte und im Sand festgefahrene Geschütze, ein Durcheinander von schreienden und stuchenden Soldaten bot sich seinen entsetzten Blicken. Zwei Leute trugen einen Verwundeten weg. Der Sergeant stürzte mit rotem Kopf auf ihn zu.  
„Die Mufas kann kein Mensch einspannen, Sir! Die sind ja überhaupt noch nicht gedrohen, haben nie Sattel oder Zaum gefühlt!“

„Well, dann müssen wir sie eben einzeln einbrechen,“ sagte Leutnant Evans ergebnisvoll.  
Die Ordnungszahl kam in vollem Galopp gerannt.  
„Order vom Hauptquartier, Sir!“

Leutnant Evans erbrach nervös das Schreiben und las:  
„Auf Befehl des Präsidenten Tost ziehen sich die Streitkräfte von Texas bei San Antonio zusammen. Die Batterien von Fort Sam Houston treten den Marsch auf Laredo an.“  
„Good God!“ rief Leutnant Evans.

Herdgegetrappel ertönte vor den Toren des Forts.  
Eine Schwadron Rough-Riders von San Antonio trabte in den Hof ein. — Pagere Gestalten in schabigen Kluft-Anzügen und verbeulten Filzhüten gingen in salopper Haltung in den hohen Rockfädeln. Die Reiter, meist kaum dem Knabenalter entwachsene junge Leute, waren mit Staub bedeckt, von der Sonne verbrannt und sahen abgehetzt aus. Ihre bunten Laidentücher hatten sie zum Schutz vor Mund und Nase gebunden. Auf Befehl ihres Führers sahen sie ab. Mit zitternden Knien blieben die müden Gänse stehen.

„Hallo, Evans!“ rief Leutnant Brown. „Ich komme, um zu fragen, ob Sie vom Fort uns mit ein paar Pferden ausbessern können. Unser Regiment ist beinahe nur halb beritten.“  
„Tut mir leid, Brown,“ sagte Evans mit höhnischem Lächeln und ruckte die Achseln, „wir haben selber keine. — Sehen Sie diese Mansefel! Die sollen wir einbrechen, als Geschützbespannung!“  
„Ja, aber übermorgen sollen wir auf Laredo marschieren!“  
„Wir auch, Sunny!“  
Die beiden Leutnants sahen sich ratlos an.

Es ist Abend. Stutrot ist die Sonne untergegangen und hat die alte, spanische Stadt mit ihren verfallenen Kathedrales und Gesandtschaften, den modernen Volkenträgern und palmenrandenden Parks mit glühenden Farben übergoßen. Jetzt flammte San Antonio in einem Meer von elektrischem Licht auf. Auf allen Dächern bunt leuchtende Reflektoren, alle Straßen überspannt von Bogen kleiner elektrischer Lampen. Unter diesen Bogen in der Hauptstraße, der Houston-Street und auf der Alamo-Platz, deren Balken im lauen Abendwind rauschen und an der sich düster die alte spanische Feste erhebt, neben dem Menger-Hotel, einem vier-eckigen Riesenbau, wogt eine bunte Menschenmenge hin und her. Glattrasierte Gesichtslinien, Nord-Amerikaner mit ausgepölkerten Schultern, breiten Schuhen und hastigem Gang, behäbige Deutsche, denen man den Brauer ansieht, süße American-Girls in hellen, luftigen Toiletten, ohne Hut mit Riesenfrisuren, lebhaft flirtend mit ihren Boys und Gummi kauend. Daywischen schreiten gläubige Mexikanerinnen, bunt gekleidet, die Mantilla über das dunkle Haar geworfen. Amerikanische und mexikanische Soldaten fraume Peones, gelbe Chinesen, Neger und Mulatten; — das alles wimmelt auf den Trottoirs, strömt in die Kinematographen-Theater, Varietés und Drug-Stores, wo es Eis und Limonade gibt. Allerhand Straßenhändler schreien durcheinander. Auf dem Bahndamm bewegen sich in unabsehbarer Reihe elektrische Bahnen, Autos, Buggies und Geklarren. Ueberall herrscht südländisches Leben und südländische Farbenfreude. Die Leute von San Antonio sind ein leichtlebiger Völkchen. Sie kümmern sich wenig um Politik und drohende Kriege, dazu sind ja die Söldnertruppen da! Sie freuen sich ihres Lebens, solange die Baumwollpreise gut sind und die Brauereien florieren. — Oben im Dachgarten des San Antonio-Hotels ist die gute Gesellschaft versammelt und lauscht bei Champagne fröhlich den feurigen Weisen einer Mexikaner-Lande. Im Führen des Riesenbaues dehnt sich die lichtsprühende Stadt aus und fernhin zieht sich das öde Buschland mit seinem Misquitengebüsch, in dem noch vor fünfzig Jahren Büffel und Indianer umherstreiften. Nur hier und dort leuchtet ein heller Punkt auf in der Ferne, wo eine Farm, eine kleine Ortschaft ist. Mitten durch die Dunkelheit rasiert ein Zug. Wie eine feurige Schlange sieht er aus. Der geht nach Laredo, nach dem Süden, wo's jetzt so gefährlich zu gaden anfängt. — Die elegante Gesellschaft oben im Dachgarten unterhält sich auch über die drohende politische Lage, aber leichtthin, oberflächlich. Das geht sie ja gar nichts an, wenn sich die Söldner schlagen. Wenn's nur dem „Business“ nichts schadet! — Und überhaupt ist ja nichts zu befürchten. Amerika ist unüberwindlich, vor allem Texas! Wenn die regulären Truppen sich schlagen lassen, was ja kein Wunder wäre, dann rücken die Freiwilligen vor, die bei Baseball und Football trainiert sind! Die Erinnerung an die Siege von Havana und Manila sind noch frisch. —

Ein hagerer Herr mit glattrasiertem Kinn und ausgepölkerten Schultern hebt sein Glas und bringt einen Toast aus. Es ist Mister Green, der das große Warenhaus hat, der prominenteste Bürger von San Antonio.

„We are Americans! We'll whip the whole world! Güh hiy Hurra!“  
Begeistert stimmen die anderen ein.

### Die belehrten Amerikaner.

Humoreske von Alfred Friedmann.  
(Nachdruck verboten.)

Vier Amerikaner saßen eines Abends in dem eleganten Rauchzimmer eines großen Pariser Hotels. Es war lange vor der feinsinnigen Entschickung Wilsons, den armen Deutschen den Garaus zu machen und ihnen den Hals umzudrehen. Der eine des Quartets, ein ergrauter Herr in mittleren Jahren, sah schweigen, entfernt von dem andern, und rauchte träumerisch, soweit ein Amerikaner träumerisch sein kann, ohne seinem Business nachzugehen, und rauchte eine neger-schwarze, schwere, endlose Zigarre. Die drei anderen führten eine ungewöhnlich laute Unterhaltung, selbst für Amerikaner etwas geräuschvoll. Sie hatten in drei Tagen Paris gesehen, nämlich das Grab Napoleons in den „Invaliden“, die Cloaken, und das „Moulin Rouge“. Runt hätte sie selbst ihr Clever Wilson nicht davon abgedrückt, daß sie Little Paris wie ihre Westentasche kannten, daß die Hauptstadt des eiten Frankreich an der Seine in allen Dingen fünfzig Jahre hinter der Zeit, und 60 Jahre hinter Amerika zurück sei. In Paris gäbe es nichts Ordentliches zu essen, zu trinken und gar zu rauchen. Die französischen Eisenbahnen seien geradezu jämmerlich; für eventuell in Brand geratene Reisende im Falle eines hier geradezu unaussprechlichen Unglücks sei nicht die geringste Hilfe vorzusehen. Auf Grund ihrer eingehenden Studien auf dem Ball des „Moulin Rouge“, wo sie zum ersten Male richtigen Cancan tanzen sahen, behaupteten sie, die Moral der französischen Gesellschaft sei korrupt über alle Maßen, und die Franzosen sprächen nicht englisch, was allein genüge, um sie als politisch unreif zu erklären, und was sie zur Selbstregierung total unfähig mache. Ihre Vorfälle für die schmerzlichen Fränkentrübsünde — wo es doch so viel leichte und schmerzige Vorklappen zu nehmen gäbe, bewiese haarscharf, auf welsch tiefer Kulturstufe sie ständen.

Da ergriff der schweigende, ergrautete Herr die Glocke auf dem

Handstisch und häutete. Der Kellner trat ein. „Garcon, bringen Sie mir eine Gule,“ sagte der Bierle.

„Was beliebt, mein Herr?“ fragte der „Sprachlose“ Kellner, verblüfft.

„Ich sagte, bringen Sie mir eine Gule. Wenn Sie darauf Anstreich machen, Englisch zu verstehen, so müssen sie mich verstanden haben.“

„Sawohl, mein Herr! Gewiß, mein Herr,“ sagte der Kellner, der geneigt war, anzunehmen, daß die Gule irgendein ihm unbekanntes, amerikanisches Getränk sei. „Wie wünschen Sie die Gule?“

„Wehen Sie und bringen Sie mir eine Gule.“

Der Kellner entfernte sich; als er nach einer kleinen Weile wiederkam, erklärte er: „Ich bedauere sehr, mein Herr, aber wir können Ihnen momentan keine Gule servieren. Es sind uns einige der Beiläten ausgegangen, aus welchen wir Gulen zu mischen pflegen. Ich kam Ihnen aber mit einem ausgezeichneten Cocktail dienen“ — „Nicht nötig“, entgegnete der Amerikaner, „es wird's auch so tun! Sie können gehn!“

„Ich beg' pardon, mein Herr,“ nahm hier einer der Zersiedener des französischen Balles das Wort, „würden Sie vielleicht die große Freundlichkeit haben, diesen Gentleman und mir zu sagen, warum Sie eine Gule bestellen?“ „Mit Vergnügen,“ war die Antwort, „aber ich kann es nicht gut tun, ohne Ihnen zuerst eine Geschichte zu erzählen.“

„All right, Colonel! Lassen Sie ihre Geschichte mal los!“ Der ältere Amerikaner lehnte sich in den Stuhl zurück, rollte die endlose, schwere niggerische Zigarre von einem Wandwinkel in den anderen und wieder zurück, dann begann er sehr ernsthaft seine Erzählung:

„Ein Papagei, Gentlemen, ist die miserabelste aller Kreaturen. Leute, welche mit Papageien umgehen, und ich weiß nicht, ob Sie mit Papageien bekannt sind, behaupten auf das allerbestimmteste, daß es nichts gibt, wodurch man es dahin bringen kann, daß ein Papagei sich vor sich selber schämt. Nun, das ist ein Irrtum, denn ich habe einen Papagei gekannt, der schließlich doch dahin gebracht wurde, sich vor sich selber zu schämen. Und dies ging so: Ich kam eines Tages nach Hause und fand einen Papagei vor. Meine Tochter Isabel hatte ihn von einem Seemann gekauft. Wollte sich zwar niemals von dem Vogel trennen, schaute sich aber danach, in die Stadt zu reisen, wo seine alte Mutter lebte, und bot den Vogel daher für einen Dollar feil. So kaufte denn Isabel den Papagei, hing ihn im Parlor auf und wartete, daß er zu reden beginne. — Es stellte sich aber heraus, daß das Vieh nur spanisch sprechen konnte und sogar dieses nur wenig. Eines Tages jedoch fing er ganz allein und aus eigenem Antrieb an, Englisch zu lernen. Er gebrachte eine Art Ostendorf-Methode, und der Verliß School, vielleicht, weil er Isabel auf diese Weise französisch lernen gehört hatte. Zu allererst beanugte er sich mit dem Satz: „Benötigt Weissie einen Kuchmacher?“ Bald aber variierte er die Geschichte — um Euch einen Begriff von seinem System zu geben — in dieser Weise: „Benötigt Weissie den hölzernen Kuchmacher des Küchenmädchens oder den goldenen Kuchmacher des Nadelmachers?“ Und antwortete dann: „Nein! Weissie benötigt weder den hölzernen Kuchmacher des Küchenmädchens, noch den goldenen Kuchmacher des Nadelmachers, sondern den mächtigen (mähm) Kuchmacher des Grobschmieds.“ Er pflegte nach diesem Muster täglich drei Stunden vormittags und ebenso viele des Nachmittags zu üben und gönnte sich auch an Sonn- und Feiertagen keine Ruhe, so daß ich mutmaßte, daß es kein sabbathhaltender Vogel war. Das Unglück bestand darin, daß der Papagei die ganze Zeit in einem fort sprach, ausgenommen, wenn er schlief. Meine Frau ist nicht sehr schmerzhaftig im Reden; aber ich sah sie in Tränen ausbrechen, weil dieser Papagei sie nicht zu Worte kommen ließ. Er sprach uns halb taub, dumm und blind. Die Katze gab es nach den ersten Tagen auf. Der Papagei war nämlich furchtbar persönlich in seinen Bemerkungen und fragte sie hohnlächelnd — auch Papageie, aber besonders die Weibchen, die Mamagene, wissen Hohn zu lächeln — also, er fragte die Katze ironisch, ob sie schon jemals in ihrem geistig langen Leben eine reguläre Maus gesehen habe? Die beleidigte Katze ging tiefgekränkt aus dem Hause, das sie meines Wissens nie wieder betrat. Der Papagei hatte gewiß bei von Schüssel, Lindau oder sonst einem dieser widerlichen einfältigen Vögel gelesen, daß zu Zeiten goldene Rücksichtslosigkeiten geboten seien. Und weil dieser Rat von einem Deutschen herkam, lachte er darob. Nicht zufrieden damit, drei Viertel der Zeit zu sprechen, hatte er überdies die Gewohnheit, laut zu denken, und dies war noch viel schrecklicher, als seine Konversation. Zum Beispiel, wenn der junge James des Abends zu uns herüberkam, um mit meiner Tochter Isabel zu plaudern, fiel es dem Papagei ein zu sagen: „Weiß, I guesh, ich wette, dieser junge Zbiot wird bis Mitternacht da sitzen und wie gewöhnlich das ganze Haus wachhalten!“ Natürlich wollte es niemand glauben, daß der Vogel solche Bemerkungen aus eigenem Antriebe machte, und daher kam sehr bald überhaupt niemand mehr zu uns.

Und dann hatte der Papagei eine Art, eine geradezu widerwärtige Art, zu prahlen. Er hörte nicht auf, von seiner Unbegreiflichkeit über andere Vögel zu windwehteln, und von der Beacht-

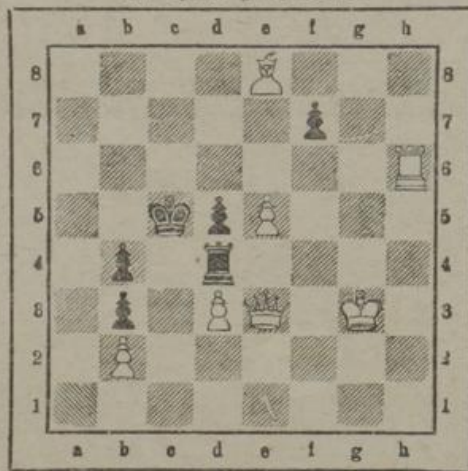
seiner Bedern und von seinem Käfig und von der Unbedeutendheit aller Dinge des Lebens, sich selbst und seine Besitztümer ausgenommen. Sie werden vielleicht fragen, warum wir ihn nicht tötetem oder was Ähnliches; warum jhr ihn nicht den Missionären mitgabem, die aus wackeren Indianern und stillen Chinesen schlechte Christen herstellen? Well, weil Isabel sagte, das wäre das beste Ding, sie zum Selbstmord zu bringen, oder sich vom Fenster heraus in den Hudson zu werfen, da der Niagara zu weit entfernt läge. Sie ließ mich absolut nichts gegen das Vieh unternehmen. Und so hatten wir denn sichere Aussicht, durch ihn aus dem Hause vertrieben zu werden. Da besuchte uns eines Tages ein Mann, der bedeutende Erfahrungen in Papageisachen sein eigen nennen durfte, denn er besaß sie. Er stellte mir meine besorglichen Klagen einfach die Frage gegenüber: „Und warum kaufen Sie nicht eine Gule? Nehmen Sie eine Gule, hängen Sie diese in einen Käfig neben den des Papageis und in zwei Tagen werden Sie finden, daß der Vogel infolge unangebrachter Konversation lobkramt ist!“ — „Well! ich kaufte eine kleine Gule, und setzte sie in einen Bauer in nächste Nähe des Käfigs des Papageis. Dieser versuchte es sofort, die Gule mit seinem arroganten Geschwätz zu betäuben. Aber es ging nicht. Er machte ein totales Fiasco. Die Gule sah da und schaute auf den Papagei just so ernst, wie ein Schauspieler, der seine Gage nicht getriggt hat. Nach einer Weile versuchte es der Papagei, ihr mit Spanisch beizukommen, war aber ohne jeden Erfolg. Die Gule tat so, als ob sie's nicht verstünde. Dann probierte der Papagei seine Aufschneidereien und nahm einen Anlauf, um der Gule zu beweisen, daß von allen lebenden Papageien der geschickteste und herrlichste er sei. Aber er vermochte nicht, eine Feder der Gule zu rühren. Dieser vornehme Vogel blieb stumm wie das Grab und blickte den Gegner nur an, als wollte er sagen: „Dies ist wirklich ein außergewöhnlicher, melancholischer Dummkopf.“ — Well, noch ehe es Abend wurde, schämte sich der Papagei so sehr seiner selbst, daß er aufhörte zu schwagen und von diesem Tage an nicht mehr ein unnütziges Wort sprach. Solches, Gentlemen, ist der wohlthätige Einfluß eines guten Beispiels selbst auf den schlechtesten aller Vögel!“

Der Amerikaner zündete sich eine dritte von seinen schweren, endlosen Niggerfarbzigarren an, drückte den Hut tief in die Augen, als wolle er nicht mehr gesehen sein, und verfiel in ein nachdenkliches, aber äußerst bereites Trübschweigen.

Seine drei Zuhörer machten zu seiner Geschichte keinerlei Bemerkung und wiederholten auch nicht die Frage, warum er von dem Kellner eine Gule verlangt hatte. Noch einige Minuten qualmten sie wortlos ihre Zigarren und dann lud einer die andern ein, „mal rüber zu schauen zu Henry Gravesmenders und bei ihm was zu nehmen“, eine Einladung, welcher sie mit athenartiger Geschwindigkeit Folge leisteten. Den Verbleibenden hörte an jenem Abend kein ausschnneiderisch Papageiegeschwätz mehr. Und das Randzimmer sah die drei Untertanen des ententefreundlichen Wilson an demselben Abend nicht wieder.

Schach-Aufgabe.

Von Baron F. Wardenen.



(7+6) Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt. Auflösung in nächster Nummer.

- Auflösung des Füllrätsels in voriger Nummer:
A S T
L A U T E
O S T
B R A U N
I N N
M O N A T
S E E